

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 5

Artikel: Ein Wort zur Politik
Autor: Jäger, Sepp
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-705463>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SCHWEIZER SOLDAT

ZEITSCHRIFT ZUR FÖRDERUNG DER WEHRHAFTIGKEIT UND DES WEHRSPORTES

Herausgegeben von der Verlagsgenossenschaft „Schweizer Soldat“ Zürich I.
Chefredaktion: E. Möckli, Adj.-Uof., Postfach Zürich-Bahnhof 2821, Tel. 5 70 30.
Administration, Druck und Expedition: Aschmann & Scheller A.G., Zürich I,
Tel. 27164, Postcheck-Konto VIII 1545. Abonnementspreis: Fr. 10.— im Jahr.

XIX. Jahrgang Erscheint wöchentlich

1. Oktober 1943

Wehrzeitung

Nr. 5

Ein Wort zur Politik

Von Sepp Jäger.

In seinem Artikel «Zu den Wahlen in die Bundesversammlung» schreibt «M.» in Nr. 2 des «Schweizer Soldat» vom 10. September über die Eigenschaften, die wir von jenen Männern erwarten müssen, die nun durch die kommenden Wahlen Sitz und Stimme im eidgenössischen Parlament erhalten, oder behalten werden. Seinen Ausführungen ist nichts beizufügen, außer dem leidenschaftlichen Wunsch, daß sie gehört und erfüllt werden möchten, damit wir in der kommenden, sicher nicht leichten Zeit mit **ganzem** Vertrauen in **alle**, unserm Parlament die Leitung unseres Staatsschiffes überlassen dürfen.

Wenn ich nun auch noch zur Feder greife, so geschieht es also nicht, um an diesen Wünschen das geringste zu rütteln, sondern um ihnen einige weitere hinzuzufügen. Sie betreffen die Art und Weise des Wahlkampfes.

Kämpfe um Wahlen und Abstimmungen sind in den letzten zwei Jahrzehnten in unserm Lande in einer Art geführt worden, die — um es einmal nicht allzu gelinde zu sagen — eine Schande sind für uns, für unsere Demokratie nach innen und außen. Es ist schon viel geschrieben worden über dieses Thema und es hat — leider — bisher nichts genützt. Im Gegenteil! Die Kämpfe sind immer schärfer geworden und es wurde von Fall zu Fall noch mehr Schmutz und Gift über den politischen Gegner verspritzt. Aber gerade in diesen Tagen und Wochen leben wir in einer Gefahr, die vielleicht die größte ist, welche unserm Lande jemals gedroht hat, und die vielleicht von einer Stunde zur andern umschlagen könnte in die härteste Prüfung: in den Krieg, den Kampf um Freiheit und Recht, in den Kampf um alles und um das letzte von dem, was uns lieb und teuer ist und was wir als die Grundlage einer bessern Welt auf jeden Fall und unter allen Umständen behalten wollen.

Noch ist der Kampf der Parteien um die Gesamterneuerungswahlen nicht voll entbrannt, und doch finden wir schon in den ersten Vorstößen deutliche Anzeichen dafür, daß es auch diesmal nicht besser, sondern eher noch schlimmer werden soll als je. Schon beginnen die Parteien wieder damit, sich gegenseitig herunterzureißen und in den Schmutz zu treten. Das ist der erste Akt. Der zweite wird folgen, sobald die Namen der Kandidaten bekannt werden. Dann wird der Sturm über sie selber losbrechen. Ihr politisches, ihr Privat- und Geschäftsleben wird untersucht werden, bis irgendwo an ihnen eine schwache Stelle entdeckt wird (und welcher Mensch hätte keine solchen aufzuweisen?), die dann ans Licht gezerrt, breitgeschlagen und nach allen Kunstregeln ausgeschlachtet werden kann.

Wir kennen das. Wir Jungen sind, seit wir uns um Politik kümmern (oder kümmern sollten), in unserm Lande nie einer bessern Kampfweise begegnet, und das ist es auch, was uns je und je angeekelt und desinteressiert hat. Wir haben uns bisher von der Politik abgewendet, weil wir solchen Schmutz nicht ertragen, weil wir im Sport Ritterlichkeit und Sauberkeit gelernt haben und weil es den

Idealen, die uns die Jugend noch bewahrt, überhaupt ins Gesicht schlägt.

Aber heute sind wir Soldaten! Heute sind wir die Männer, die den Schutz des Landes übernommen haben; die seit mehr als vier Jahren Hunderte von Tagen und Nächten harten Aktivdienstes aufeinanderhäufen. Heute wissen wir, daß man für ein großes Ziel miteinander, nicht gegeneinander kämpft, daß man auch den Gegner achten und daß man über allen Gegensätzen Kameradschaft, Ritterlichkeit und Sauberkeit bewahren kann. Heute können wir eine Schlacht von Schmutz und Gift in unserm eigenen Lande nicht mehr dulden! Wir können nicht dulden, daß, während wir zur letzten Hingabe bereit auf unsern Posten stehen, hinter unserm Rücken das zerstört wird, wofür wir kämpfen wollen: das Ideal der Freiheit und der Demokratie, das Ideal friedlicher Zusammenarbeit für sozialen Aufbau, für Recht, Kultur und Gesinnung! Heute fordern wir als die, die das Land nach außen schützen, ritterlichen Kampf auch im Innern, Kampf mit sauberen Waffen und um saubere Ziele!

Ich spreche nicht gegen die Parteien an sich. Sie sind notwendig; denn gerade ihr Dasein, ihre Vielfalt gewährleistet uns Sicherheit vor Verirrungen, wie sie anderswo vorkommen können, wo keine Stimme des Volkes, keine Mahnung einer Opposition mehr laut werden darf. Aber ich verlange — und ich weiß mich hierin einig mit den Hunderttausenden meiner feldgrauen Kameraden —, ich verlange von den Parteien eine andere Art des politischen Kampfes!

Der Gotthardbund hat sich zu einem Feldzug für einen gemäßigten Wahlkampf unter dem Leitsatz «Was eint, ist recht — was trennt, ist schlecht» entschlossen. Es ist ein verdienstvolles Unternehmen und jeder aufrechte Eidgenosse wird es begrüßen, weil in dieser Sache jede vernünftige Stimme notwendig und wertvoll ist. Aber ich wage nicht mehr recht an den Erfolg dieser Aktion zu glauben. Ich wage es nicht mehr, seit ich den Aufruf des Gotthardbundes auf der ersten Seite des bedeutenden Blattes einer bedeutenden Partei las, während auf der zweiten oder dritten Seite desselben Blattes ein Artikel im Hinblick auf den Wahlkampf stand, der den vorher vertretenen Grundsätzen in empörender Weise Hohn sprach. Denn wenn es so ist, daß jede Partei einen solchen Aufruf zwar veröffentlicht und «unterstützt», aber glaubt, daß er nur für den Gegner Gültigkeit habe, dann erreichen wir nichts damit.

Wäre es nicht viel wirkungsvoller, wenn sich die verschiedenen Parteien einmal zusammensetzen und gemeinsam jeden negativ geführten Kampf verbieten, in Acht und Bann erklären würden? Wenn sie bestimmen würden, daß jede Partei nur noch die Vorzüge ihrer eigenen Kandidaten in das allerbeste Licht rücken, aber darauf verzichten sollte, die schlechten oder fehlenden guten Eigenschaften der Gegenkandidaten breitzuschlagen? Natürlich wäre bei einem solchen Vorgehen mit allerlei Uebertreibungen im Guten

zu rechnen; jedoch ist der Schweizer Stimmbürger sicher reif genug, solche Uebertreibungen zu erkennen und in seinem eigenen Urteil auf das richtige Maß zu beschneiden. Aber Welch ein Vergnügen müßte es fortan sein, aus lauter guten Männern die allerbesten herauszulesen! Und — wie müßten dann die Parteien darauf achten, uns endlich einmal nicht mehr die besten Parteibonzen und Bankettredner, sondern die besten Demokraten, die besten Staatsmänner — eben die besten Schweizer vorzustellen!

Wahrscheinlich wäre dieselbe Methode auch bei Abstimmungen über Sachfragen angezeigt. Nehmen wir nur als ein Beispiel das gegenwärtig aktuellste: Die Altersversicherung. Man könnte dann nicht mehr den Vorschlag der einen Partei einfach billig bekrieffeln, lächerlich machen und schließlich in Grund und Boden verdammen, — um selber nichts zu tun, sondern man müßte ihn genau studieren, seine Fehler und Schwächen entdecken und sie in einem eigenen, besseren Vorschlag vermeiden. Und derselben Bemühung müßte sich natürlich auch die nächste und die übernächste Partei unterziehen usw. Und schließlich müßte sich auf diese Weise die Vielzahl unserer Parteien nicht mehr zu einem Hemmschuh, sondern geradezu zu einem Glück, zu einem wahren Segen auswirken, indem sie sich gegenseitig fortwährend zu immer besseren Leistungen zwingen würden.

Ich bin fest überzeugt, daß die Herren Politiker diesen Vorschlag belächeln, ihn als laienhaft oder kindisch mit einem Achselzucken abtun wollen. Aber ist er wirklich kindisch? Wäre es wirklich so ganz unmöglich, den politischen Kampf so zu gestalten?

Wir Jungen, wir Kameraden von vielen hundert Aktivdiensttagen, wir Kameraden von den Sportplätzen, wir wissen, daß es nicht unmöglich ist. Der politische Kampf ist ja nichts anderes (oder sollte nichts anderes sein) als ein Wettbewerb um das Glück unseres Landes. Ein Wettbewerb aber wird nicht gewonnen, indem man den Gegner, oder den Vorschlag des Gegners heruntermacht, sondern indem man ihn übertrifft. Wir Jungen haben als Sportsleute ritterlich

kämpfen gelernt. Wir behindern nicht unsern Gegner im Kampf, wir bagatellisieren nicht seine Leistungen, seine Eigenschaften, sondern wir bemühen uns, sie zu übertreffen, — und wenn er schließlich unserer besseren Leistung unterliegt, dann reichen wir ihm die Hand, — die Freundeshand! Und wir haben als Soldaten gelernt, in jedem Gutgewillten den Kameraden, und in jedem Kameraden eine gute und starke Seite zu finden. Wir haben gelernt, den Kameraden nicht um einer Schwäche willen zu verurteilen, sondern ihn dort einzusetzen, wo er mit seiner besonderen Stärke am meisten leisten kann, und ihn um dieser Stärke willen zu schätzen. Wir haben gelernt, positiv zu kämpfen und wir tun es auch. Wir haben es getan in der Bruthitze von Sommertagen und in Kälte und Sturm der Winternächte. Wir haben es getan, trotzdem wir darob unsere persönlichen Interessen zurückstellen, vernachlässigen und vielfach sogar untergehen sehen mußten. Und wir tun es noch und werden es weiterhin tun. Es geschieht für unser Land, für unser Volk, für unsere Zukunft.

Das alles sind wir selbst und wir wissen es. Und darum verlangen wir, daß sich die andern von unserm Geist der Kameradschaft, von unserm Geist der Sauberkeit und Ritterlichkeit belehren lassen. Wir haben die Kraft dazu dank unserer Zahl, die sich durch unsere Stimmzettel auswirken wird. Und wir haben die geistige und sittliche Reife dazu, aber auch das Recht, gewonnen in Hunderten von Tagen und Nächten harten, entbehrungsreichen Aktivdienstes für das Land und für das Volk. Wir wollen unsere besten Jahre nicht umsonst geopfert haben. Wir wollen nicht zusehen, wie hinter unserm Rücken der Preis unseres Opfers vergiftet und in eigensüchtigen Streitereien verloren wird. Wir wollen das, was unsere Urväter für uns schufen und was wir guten Gewissens unsern Nachkommen weitergeben können: Eine freie, eine saubere, eine demokratische Schweiz; ein Vorbild für jene Welt, die den Weg aus dem Chaos der Gegenwart, den Weg zum Frieden sucht. Wir sind die Jungen, wir sind der Staat von morgen. Daran denken wir, und danach wollen wir handeln!

Gefechtsnacht

Eifersüchtig verwehren dichte Laubkronen dem letzten, spärlichen Abendchein den Eintritt in die moosige Säulenhalle des Hochwaldes. Eine halbe Stunde früher als auf dem Feld draußen hüllt die Nacht alles in ihre Schatten, Baum, Strauch, Mann und Pferd. Tausend Glühwürmchen gleich glühen die Zigaretten in die Finsternis. Eine halbe Stunde noch, dann herrscht Rauchverbot. Den Rauch tief in die Lunge ziehend, genießt jeder die kurze Frist, die der geliebten Leidenschaft geboten, zieht und qualmt, als gälte es, die verwöhnte Lunge auf Tage hinaus zu befriedigen.

Im Grunde genommen ein glückliches Volk, das sich damit begnügen darf, Krieg zu spielen mit der Bestimmung, in einer halben Stunde herrscht Krieg. Schmettert die Trompete das Signal in die Luft, dann endet er, schlummert wieder Friede über dem Land.

Weich und dicht wächst das Moos, doch die Lage darin bleibt unbequem, Gürtel, Bajonett und Schanzwerkzeug

drücken unangenehm, dienen jedoch als gute Wächter, um den bleiernen Schlaf nicht aufkommen zu lassen.

Unten am Waldrand entsteht Bewegung. Die einbrechende Dunkelheit gestattete, die Fahrküche nachzuziehen. Schwere, weiße Dampf Wolken entsteigen den Kesseln und irren gespenstisch um das Feuer im Herd, steigen auf und lagern drohend eine Weile unter dem Blätterdach, bevor sie sich in der Finsternis auflösen.

Besorgt wird jeder laute Ton vermieden, in der Umgebung wurden feindliche Patrouillen gesichtet, die unsere Lage auskundschaften suchen. Hin und wieder hallt ein Schuß, die Entfernung ist unbestimmbar. Vor kurzem kläffte ein Maschinengewehr scheinbar sinnlos in die Stille. Gleich einem Hofhund, der vom Vollmond im Schlaf aufgeschreckt wird.

Geflüsterte Befehle huschen von Mann zu Mann, jeder gibt sie weiter. Man greift um sich, sucht tastend die Last, die aufgenommen werden muß und vorher, im Tageslicht, bereit gelegt

wurde. Bald lastet sie auf dem Buckel, blind wird vorgerückt.

Der Zugführer an der Spitze sucht verzweifelt den holprigen und steinigen Weg, der sich irgendwo durch die tiefschwarze Finsternis zieht. Schon dem ersten Mann hinter sich bleibt es ein Rätsel, wonach sich der Anführer orientiert. Als einziger Laut liegt das abtastende Klirren der Schuhe in der Luft, vielleicht unterbrochen von einem kurzen, aber kräftigen Fluchwort eines Strauchelnden.

Endlos zieht sich die Kolone dahin, bergauf, immer und stetig bergauf. «Achtung!» kommt die Meldung von vorn. Automatisch heben sich die Füße beim Ausschreiten höher. Ein unförmiger Wurzelstock bildet das Hindernis, vor dem gewartet wurde.

Mit aufgerissenen Augen bemüht man sich, wenigstens einen Schein des Weges zu erkennen; die lastende Finsternis läßt es nicht zu. Jeder ist froh über den Vordermann, dessen Schatten einigermäßen den Weg weist; jeder ärgert sich über den Hintermann, der,